

### Gedenken an den großen Tag der nationalen Erhebung

Von Alfred Ingemar Berndt.

Zwei Jahre sind es her, seit der greise Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg den Führer zum Kanzler des Deutschen Reiches berief, zwei Jahre, die mit ehernen Letztern in die Geschichte eingegraben sind. Das zweite Jahr nahm dem deutschen Volke den Mann, der das neue Reich dadurch ermöglichte, daß er den Bund schloß zwischen der andrängenden jungen Generation unter Führung des Weltkriegsgefreiten Adolf Hitler und den Trägern der Tradition eines großen Deutschland, das nach vierjährigem heldenhaften Kampfe zerbrochen wurde.

Die nachfolgende Schilderung ruft noch einmal die Erinnerung wach an jene Tage, an denen das ganze deutsche Volk der Entscheidung entgegenfeuerte und -sangte, die allein Befreiung und Zukunft Deutschlands sichern konnte.

Die Wahl in Lippe am 15. Januar war vorüber. Sie brachte der NSDAP 48 v. H. aller Stimmen und wieder den Beweis, daß der Nationalsozialismus keinesfalls eine vorübergehende Erscheinung im Leben des deutschen Volkes, keine Episode ist, und daß all jene von der jüdischen und Sektenspreche verbreiteten Nachrichten über angeblichen Rückgang der Nationalsozialisten ins Reich der Fabel gehören. Im Braunes Haus in München war die Reichspropagandaleitung schon dabei, die Pläne für die nächsten Wahlkämpfe in Braunschweig und Hessen aufzustellen, denn der Führer hatte nach den 13 Wahlkämpfen des Jahres 1932 beschloffen, auch 1933 den Gegner nicht zur Ruhe kommen zu lassen und ihn bis zur vollen Erschöpfung zu treiben. In den Kreisen um den Reichskanzler von Schleicher nahm man diese neue Kampfanlage für 1933 mit gemischten Gefühlen auf, denn nach dem 15. Januar wurde es von Tag zu Tag klarer, daß diese „Präsidialregierung“ im Volke nicht mehr 5 v. H. Rückhalt hatte.

So ist die Lage am 25. Januar:

#### Schleicher am Ende.

Die Grüne Front hat Herrn von Schleicher eine hundertprozentige Abgabe erteilt. Die Deutschnationale Volkspartei hat sich von ihm zurückgezogen, das Zentrum verhält sich sehr abwartend und auch die Linke, die zwar Herrn von Schleicher als Bollwerk gegen den Nationalsozialismus betrachtet, ist nicht geneigt, sich ihm bedingungslos zu verschreiben. Selbst die Gewerkschaftsführer, mit denen Herr von Schleicher geliebäugelt hatte, finden ein Haar in der Suppe.

Am 26. Januar kriselt es auf der ganzen Linie. „Vorwärts“, „Börsliche Zeitung“, „Berliner Tageblatt“ und „Zwölfuhr-Blatt“ beschwören den Reichspräsidenten, um Gottes willen nicht nachzugeben, erinnern ihn an seinen Eid, der ihm angeblich verbiete, eine „Minderheitsregierung“ unter Adolf Hitler zu akzeptieren. Der „Tat-Kreis“ geht unter die Gesundheitsbeter und versucht nach der Coué'schen Methode „Es geht Herrn von Schleicher besser und besser“, Stimmung für sein Verbleiben zu machen.

Am 27. Januar beschließt der Vorkonferenzrat des Reichstages die Einberufung des Reichstages auf den 31. Januar. Mißtrauensanträge gegen die Regierung Schleicher sind bereits eingebracht. Mit Spannung erwartet man die Entschliegung des Herrn von Schleicher, seine Erklärungen vor dem Reichstag und die Haltung des Reichstages ihm gegenüber.

Inzwischen geht der politische Kampf im Lande weiter. Massenversammlung um Massenversammlung findet statt, ein Trommelfeuer nationalsozialistischer Propaganda geht auf Deutschland nieder. Rot-Mord ist weiter am Werk, und schon die ersten Tage des neuen Jahres verlängern die

Verluste der nationalsozialistischen Bewegung um mehrere Namen.

#### Tausende am Kaiserhof

Adolf Hitler ist in Berlin eingetroffen und hält am 27. Januar mit Hauptmann Göring und Dr. Frid gemeinsam Konferenzen mit Dr. Hugenberg und Vertretern des Stahlhelms ab. Die Zusage zur Teilnahme an einem Stütztreffen der Thüringischen SA am 29. Januar wird vom Führer zurückgezogen. Vor dem „Kaiserhof“, wo der Führer wohnt, stehen schweigend und stumm Tausende, Tausende in der Erwartung, daß nun endlich das Wort, das zwölf Millionen Deutsche Adolf Hitler gaben, vom Reichspräsidenten gehört und berücksichtigt wird.

Immer schärfer wird die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus. Der Aufmarsch der Berliner SA am 22. Januar vor dem Karl-Liebknecht-Haus hat Tausenden Berliner Arbeitern die Augen geöffnet. Er hat gezeigt, daß die kommunistischen Führer nichts als Maulhelden sind, zu feige, auch nur zur leisen Abwehredemonstration gegen einen solchen nationalsozialistischen Aufmarsch vor ihrer Zentrale. In Dresden fordert eine Saalschlacht neun Tote und elf Schwerverletzte. Herr von Schleicher aber hat andere Sorgen als die Betämpfung des Rot-Mord-Terrors.

#### Die abgelehnte Vollmacht

So kommt der 28. Januar heran. Um 12.15 Uhr geht Herr Schleicher aus der Neuen Reichskanzlei hinüber in die Alte Reichskanzlei zum Reichspräsidenten, um die Vollmacht zur Auflösung des Reichstages zu erbitten. Der Reichspräsident erteilt diese Vollmacht nicht und so kommt es dann zum Rücktritt des Herrn von Schleicher. Die letzte Bastion auf dem Siegeswege des Nationalsozialismus ist geborsten. Weiter geht der Marsch.

In Berlin verbreitet sich die Meldung vom Rücktritt Schleichers wie ein Lauffeuer. In den SA-Lozalen sieht man erwartungsvolle Gesichter: „Nun wird Hitler Reichskanzler, eine andere Möglichkeit gibt es doch gar nicht mehr!“ — das hört man immer wieder. Aber die Ungewißheit ist noch groß. Wird die Reaktion noch einen letzten Versuch machen, ihre Macht zu erhalten? Der SA-Mann zieht den Riemen unterm Kinn fester und strafft die Muskeln. Jeder fühlt es: Heute kommt der Endspurt, heute geht es ums Ganze! Geschlafen wird in den kommenden Nächten nicht mehr. Es herrscht höchster Alarmzustand, jeder einzelne ist einsatzbereit, wenn der Führer ihn ruft. Gerüchte von kommunistischen Umsturzversuchen gehen um. Material, das bei vorhergehenden Kommunisten gefunden wird, gibt die Bestätigung dafür.

#### Berlin wie im Fieber.

Vor dem „Kaiserhof“ immer wieder dasselbe Bild. Postkitter kommen und gehen, Führer der Partei erscheinen zur Rücksprache, zwischen dem Gauhaus in der Bockstraße und dem „Kaiserhof“ herrscht ein reger Verkehr. Die Halle des Hotels „Kaiserhof“ ist fast überfüllt von Journalisten aus aller Welt, die hier eine neue Nachricht zu ergattern versuchen. Es wird debattiert und politisiert.

Im ersten Stockwerk ist der Führer an der Arbeit. Sein Adjutant, Oberleutnant a. D. Brückner, empfängt Besucher. Dr. Göbbels, Hauptmann Göring und Dr. Frid kommen ins Haus. In einem Vorderzimmer sitzt der Reichspresseschef Dr. Dietrich an der Arbeit. Schreibmaschinen klappern, Berge von Zeitungen liegen aufgeschichtet. Eben kommt Hans Fintel, der Leiter des Berliner Gaupressesamtes, dessen Apparat in diesen Tagen ganz für den Führer eingesperrt wird, um weitere Einzelheiten zu besprechen. Nach-

richten schwirren hin und her. Journalisten berichten über die Äußerungen in der Pressekonferenz der Reichsregierung und in den Gängen der Reichskanzlei. Am Abend schwillt die Menge vor dem Hause immer mehr an. „Wir wollen unseren Führer sehen!“ so schallt es immer wieder über den Wilhelmplatz. Kampfstieder werden gezeugt und Heilrufe ausgebracht. Ab und zu räumt die Polizei den Platz. Berlin ist wie im Fieber.

#### Posten am Lautsprecher

Der Sonntag ist arbeitsfrei. Es ist hundekalt. Aber das hat die Berliner nicht davon abgehalten, wieder ins Regierungsviertel zu fluten. Vor der Reichskanzlei stehen wiederum erwartungsvoll große Menschengruppen, wieder drängen sich die Menschen um den Kaiserhof.

In den Berliner SA-Lozalen ist der Lautsprecher den ganzen Tag über angefüllt. Es gibt noch keine Zeitungen, und man könnte doch vielleicht die Nachricht von der Ernennung des Führers zum Reichskanzler im Rundfunk hören. So wird ein richtiger Lautsprecherpostendienst eingerichtet. Doch nichts passiert, man hört nur von Verhandlungen, von Besprechungen und von der Aufstellung einer Ministerliste, die Herr von Papen in den Händen haben soll, den der Reichspräsident mit der Klärung der Lage beauftragt hat.

#### Die Entscheidung

Die Montagsblätter können immer noch keine Klarheit bringen. Trotzdem sind sie in kurzer Zeit ausverkauft. Ein Heißhunger nach Nachrichten hat eingesetzt. Am Montag früh ist das Gedränge im Regierungsviertel beängstigend geworden. Nun muß die Entscheidung fallen. Jeder weiß es, und jeder fühlt es. Und so kommt die Stunde heran, da der Führer vor dem „Kaiserhof“ seinen Wagen besteigt und hinüberfährt zur Alten Reichskanzlei zum Reichspräsidenten, kommt die Stunde heran, in der der Geheime des Weltkrieges, der Vertreter der jungen Generation Deutschlands, dem greisen Generalfeldmarschall, dem Soldaten dreier Kriege, die Hand reicht zu einem Bunde, mit dem Deutschlands Wiederaufstieg besiegelt ist.

Und dann kehrt der Führer aus der Reichskanzlei in den Kaiserhof zurück als Kanzler des Deutschen Reiches. Schon um 1 Uhr meldet es der Rundfunk. Extra-Ausgaben der Zeitungen erscheinen und werden den Händlern aus den Händen gerissen. Immer wieder kehrt die Schlagzeile: Adolf Hitler Reichskanzler. Um 16.15 Uhr begibt sich der Führer in die Reichskanzlei und übernimmt sein Amt.

Ein Schrei der Erlösung geht durch Berlin, ein Schrei der Begeisterung. Menschen, die sich nie gesehen haben, fallen sich in die Arme und rufen sich zu: „Hitler ist Reichskanzler!“ Das „Haben Sie schon gehört?“ wiederholt sich fast auf Schritt und Tritt. Ein einziger Taumel hat das nationale Berlin erfasst. Auch in den Betrieben spricht sich die Nachricht schnell herum. An eine Weiterarbeit ist an diesem Tage nicht mehr zu denken. Durch die breiten Fabrikttore strömen die Massen der Schaffenden auf die Straße, und dann setzt eine Völkerwanderung ein zum „Kaiserhof“ und zur Reichskanzlei. Alle wollen dabei sein, alle wollen dem Führer ihre Glückwünsche bringen, alle die Hand reichen zum Gruß. Eine Fülle von Blumensträußen werden im Kaiserhof und in der Reichskanzlei abgegeben. Washörbe voll von Briefen und Telegrammen treffen ein, und die Angehörigen des Stabes des Führers haben tagelang damit zu tun, um sie zu sichten und zu lesen. Kein Mensch hat es angeordnet: Aber dennoch sind schon am frühen Nachmittag die Straßen Berlins ein Fahrenmeer. In den Geschäften sind schon nach wenigen Stunden die vorhandenen Dakentanzfahnen ausverkauft. Viele, die so lange noch nicht das Geld dazu hatten, tragen jetzt die letzten Pfennige zusammen, um ein Symbol des Dritten Reiches zu erwerben und sich öffentlich zu bekennen zu Adolf Hitler und zur neuen Zeit.

## Suse

Der Liebe Leid und Glück.

Roman von Robert Fuchs-Biska.

Nach einer langen Besprechung war er nun mit Suse übereingekommen, daß das Kind einige Wochen bei ihm in der Vorstadt bleiben könnte. Tagsüber wollte er eine entfernte Verwandte ins Haus nehmen, die ihm bei der Beaufsichtigung der Kleinen behilflich sein sollte. Und als Trudchen gefragt wurde, ob es gern mit dem Freunde ginge, hatte es sich mit jauchzenden Lauten an den Mann geknigt, und wollte gleich mitgenommen werden.

Das alles mußte so geordnet werden, weil der Arzt Suse empfohlen hatte, bedingungslos eine zerkleinernde Reise nach dem Süden zu unternehmen, die, wenn sie auch noch so kurz währen müsse, doch immer zu ihrer körperlichen und seelischen Gesundung beitragen würde.

Klementine versprach ihr, sie zu begleiten. Und Suse, die selbst einsah, daß sich die Erregung jener Nacht in nervösen Schreckzuständen und Angstgefühlen unerträglich bemerkbar machte, ließ sich endlich überreden. Um so mehr, da die Freundin ihr gesagt hatte: Du hast Blödsinn gegen dein Kind! Was soll aus ihm werden, wenn es die Mutter verliert?

So schloß sie, wenn auch zagend, neue Hoffnungen. Und gerade an dem Tage, da der zu Ende gewähnte Winter mit einem langanhaltenden, gewaltigen Schneestreiben zurückgekommen war, brachte der hilfsbereite Theophil die beiden Damen zur Bahn. Suse und Klementine sollten vier Wochen an der Riviera zubringen. In der freundlichen Vogelstube Wapplers war es warm und behaglich. Da blühten ein paar bunte Blumenstöcke und grünte eine kleine Tanne im Kübel. Und Trudchen trug mit seinem fröhlichen Treiben die lockende Freude in dem alten Häuschen umher. Auf den Fensterbänken

lagen hohe, weiße Kissen, wie sie der Schnee da draußen hingebettet hatte. Und das hiesige Sonne, das vormittags immer eine kurze Weile durch die Scheiben blinzte, tunkte vorsichtig die Eisblumen fort, die der Frost so prächtig auf das Glas zu zeichnen wußte. Im Zimmer aber prasselte und brumpte der Kachelofen und traf die Buchenscheite, die Wappler heraufgeschleppt hatte, damit das Kind nur ja den Winter nicht spüre.

Und wenn es dann so recht behaglich geworden war, nahm er sein Vleckspeichen und suchte die halbvergessenen Lieder dem einfachen Instrument zu entlocken, an die er schon so lange nicht mehr gedacht hatte. Dann trillerten die Vögel und wollten die helle Kinderstimme übertönen, die das seine Singen der Vogelschilde begleitete.

Draußen hing der Himmel hoch und weit in seinem matten Blau. Und die Sonne machte Eiskristalle funkeln, die in der scharfen Kälte in der Luft schwebten. Und wenn sich die feinen Schneestäubchen zu einem dichten Vorhang gesammelt hatten, der eintönig grauweiß den Himmel verhing, dann zeichnete die nur als runder silberner Schicht sichtbare Sonne merkwürdige, bunte Ringe auf diesen Schleier. Und die Leute sagten sorgenvoll, nun würde es noch viel kälter werden.

Berghoch war der gefallene Schnee an den Straßenseiten aufgehäuft, und zwischen den weißen Hügelchen glitten die wieder hervorgeholten Schlitten, die man als unnütz schon in den Remisen versteckt gehabt hatte.

An einem solchen Tage stand Trudchen am Fenster und sah über die Mauer des Hartmannischen Parks in den Himmel hinaus, an dem sich wieder einmal der regenbogenfarbene Ring um die Sonne zeigte.

Da fragte das Kind plötzlich: „Wer füttert denn eigentlich die armen Vögelschen, die da draußen immer auf der Mauer sitzen?“

Wappler kam ans Fenster und sah nach den hungernen Späßen, die dick aufgeplustert auf dem hohen Schneepolster der Parkmauer saßen: „Die, Kind? Die füttert niemand, sie müssen sich ihr Brot selber suchen.“

Da sah ihn das Kind mit großen, erstaunten Augen

an und überlegte eine Weile. Und als es wieder nach den Vögeln hinauf sah, meinte es nachdenklich: „Trudchen, aber die Vögel hier in der Stube — warum denn die da draußen nicht? Magst du ihnen nichts geben?“

Wappler wunderte sich, daß er selbst noch nicht auf diesen so naheliegenden Gedanken gekommen war.

„Scha, doch mal, wie die armen Dinger zittern!“ klagte Trudchen. „Du hast doch Almosen? Vielleicht gibst du ihnen etwas davon ab? Mama hat es doch gesagt, daß wir auch von deinen Almosen gelebt hätten!“

In peinlicher Verlegenheit trat Wappler in den Schatten der Stube zurück. Und nachdem er sich gefaßt hatte, sagte er zu dem Kinde: „Da hast du Mama falsch verstanden! Was ich euch gebe, ist kein Almosen. Es ist das gute Recht deiner Mama und auch dein Recht, das ihr von mir bekommt.“

„Nun, dann gib doch den armen Vögelschen auch ein bißchen Recht, damit sie nicht mehr hungern und frieren müssen!“ meinte Trudchen altklug.

Da lachte Wappler wieder: „Du bist ein gutes Kind diesmal warst du klüger als ich. Wir wollen die Tierchen füttern. Sie haben den gleichen Anspruch auf unser Mitleid wie die Menschen.“

Dann suchte er eine Kiste mit Vogelsamen hervor, zog das Kind warm an und ging mit ihm in das Gärtchen. Dort wollte er eine Stelle schneefrei kehren und die Körner austreuen. Trudchen aber meinte, das ginge doch gar nicht. Die Vögel sitzen doch oben auf der Mauer, und dorthin müsse auch das Futter zerstreut werden. Und da das Kind ein wenig eigensinnig auf seinem Verlangen bestand, kiel dem lockenden Manna nichts übrig, als eine Leiter herbeizuholen.

Dick lag der glitzernde Schnee unter dem Besen auf und fiel knisternd über die Mauer hinüber.

Dann gab Wappler der Kleinen die Kiste in die Hand und trug das Kind auf der Leiter zur Mauerkrönung hinauf, wo es die Körner austreudend, seine kindliche Darmherzigkeit üben durfte.

Im Gebäude der Gruppe Berlin-Brandenburg der SA in der Hedemannstraße geht es zu wie in einem Bienenhaus. Gruppenführer Graf Helldorf gibt keine Befehle für den großen Fackelzug, den die Berliner SA zusammen mit der SS und dem Stahlhelm sowie den politischen Amtswalkern am Abend dem Führer bringen wollen. Telephone klingeln, Türen klappen, Schreibmaschinen rassel. Formation um Formation wird verständigt. Kuriers kommen und gehen, Motorräder knattern vor dem Hause, und fauchend springen die Motoren der Autos an.

#### Sammeln im Tiergarten

Die fetten Stämme der Bäume des Tiergartens stehen rot im letzten Schein der Abendsonne. In den Alleen sammeln sich die Formationen zum Fackelzug. Für 7.30 Uhr abends ist der Abmarsch befohlen, aber schon um 5 Uhr steht ein Teil der Formationen vollzählig am befohlenen Platz, denn keiner möchte diesen Fackelzug verpassen, und wer weiß, ob man später noch durchkommt zu seiner Formation. Die Charlottenburger Chaussee bis zum Brandenburger Tor, der Pariser Platz, die Wilhelmstraße sind von der Menschenmenge dicht umfüllt. Jeder Fahrverkehr ist eingestellt. Zwanzig und dreißig Glieder tief stehen die Menschen zu beiden Seiten der Straße. Nur durch Ziehen von Seilen kann die Schutzpolizei mühsam den Platz für den Fackelzug freimachen. In den Bäumen sitzen Hunderte von Menschen, an den Lichtfächerlampen hängen sie wie Trauben, alle Fenster und Dächer sind besetzt, selbst die schmalen Sims der Häuser müssen an diesem Abend Platz geben für Schaustühle, die Zeuge eines historischen Ereignisses werden wollen, wie ihnen vielleicht das Leben ein zweites nicht wieder schenken wird. Auf dem Brandenburger Tor haben Schutzpolizisten Scheinwerfer aufmontiert und beleuchten nun die Marzstraße. Fahnen hängen auch am Brandenburger Tor.

#### Der große Fackelzug

Seit zwei Stunden ist es dunkel. Nun stehen die Formationen, nun ist alles fertig, zu jenem Siegeszug der braunen und grauen Kämpfer durch Berlin, der jedem unvergesslich sein wird, der ihn erlebte. Trommeln und Pfeifen, Pauken und Trompeten: Der Hohenzollerberger Marsch klingt auf, und ein Jubelschrei ringt sich von den Lippen der erhabenden Massen, als die Spitze des Zuges durch den Mittelbogen des Brandenburger Tores marschiert. Schalmeyen klingen herein:

Durch Groß-Berlin marschieren wir,  
Für Adolf Hitler kämpfen wir,  
Die rote Front, schlägt sie zu Brei,  
SA marschiert! Achtung: Die Straße frei!

Über den Pariser Platz geht der Marsch. Die Fackeln werfen gespenstische Schatten und schaffen seltsame Kontraste. Rot glühend die Fahnen und Standarten im Flammenschein. Nun biegt die Spitze des Zuges in die Wilhelmstraße ein, und von Mund zu Mund pflanzt es sich fort: „Sie kommen!“ Wie Wellen des Meeres braust es durch die Straßen, ebbt ab, schwillt an: „Heil Hitler! Heil unserem Führer! Deutschland erwache!“

#### Vorbeimarsch vor Hindenburg und dem Führer

Die Spitze des Zuges hat die Alte Reichskanzlei erreicht, wo fast eine mythische Gestalt, der greise Reichspräsident, im hell erleuchteten Fenster steht. Kommandos knallen gegen die Mauern, die Augen gehen nach rechts, die Arme steilen zum Gruß empor, die Fahnen neigen sich.

„Deutschland, Deutschland über alles“, wohl selten ist das Lied der Nation mit solcher Inbrunst und solcher Begeisterung gesungen worden wie hier.

Die Musikkapelle schwenkt ein, und nach wenigen Schritten ist die Spitze des Zuges vor der Neuen Reichskanzlei, wo der Führer seine braunen Kämpfer grüßt. Nur sekundlang steht der SA-Mann den Führer am Fenster, dann ist er vorbei, und der Marsch geht weiter. Aber dieser Augenblick ist Entscheidung für all die Kämpfe und Entbehrungen vieler Jahre, ist der schönste Lohn, den ein SA-Mann sich denken kann.

Gruppenführer Graf Helldorf meldet dem Führer den Vorbeimarsch. Inzwischen biegen die Kolonnen in die Hohenzollerstraße ein. Am Kaiserhof stehen Dr. Göbbels, Reichsminister Göring, Prinz August Wilhelm und andere, um hier den Vorbeimarsch der Berliner SA abzunehmen. Doch ständig wechselt das Bild, und immer wieder wird der eine oder andere zum Führer gerufen.

#### Die Regierungsarbeit beginnt

Reichsminister Dr. Frick hat inzwischen eine Pressekonferenz abgehalten und wird die ersten Andeutungen über die kommende Arbeit der Regierung Hitler gemacht. Reichspresseschef Dr. Dietrich hat die offizielle Stellungnahme der Partei zu den Ereignissen fertiggestellt, um sie nun der gesamten deutschen Presse zuzuleiten. Der Führer hat einen Aufruf an die Partei diktiert.

Der Jubel vor der Reichskanzlei kennt kein Ende. Stunde um Stunde marschieren die Kolonnen, Stunde um Stunde harri die Menge. Zum zehnten, zum elften Male wohl hört man das Deutschlandlied, ebenso oft das Wort-Wessellied, der Choral von Leuthen: „Nun danket alle Gott!“ klingt auf, wird aufgenommen und weitergetragen. Es ist wie ein einziger Dank und wie ein einziges Gebet.

#### Hoffnung und Glaube

Und dann ist der historische Zug vorbei. Die Standarten sind in ihre Bezirke abmarschiert, die Fenster der Reichskanzlei haben sich geschlossen. Immer wieder hallen die Feilsche auf den Führer, und als ihnen gesagt wird, daß der Führer noch lange zu arbeiten habe und Ruhe brauche, da stehen sie stumm und starren hinauf zu jenen erleuchteten Fenstern, hinter denen sie nun den Führer an der Arbeit wissen. Große Hoffnung steht in ihren Gesichtern, und tiefer Glaube spricht aus ihren Worten.

Mit Blut ist das nationalsozialistische Reich erkaufte worden, mit dem Blute von 400 Toten, mit dem Blute von vielen tausend Verletzten. Und auch dieser Tag des Sieges, der Hoffnung und des Glaubens fordert das Blut von zwei brauen Kämpfern. Noch ist Rot-Word nicht ganz geschlagen. Zu einem offenen Widerstand waren sie stets zu feige. Aus dem Hinterhalt wird der Sturm 33 beschossen, und um die Mitternachtstunde stirbt Sturmführer Hans Mailowitsch unter den Kugeln vertierter Moskowiter. Und daneben rötet das Blut des Polizeiwachmeisters Jauritz das Pflaster der Straße. Zwei Opfer an der Schwelle des Dritten Reichs.

Aber immer wurden Siege mit Opfern erkämpft. Immer waren Opfer Verpflichtung, und so sind auch diese Opfer nicht umsonst gewesen. Ihr Beispiel gab Hunderttausenden Mut und Kraft, und aus ihrem Blut sind Millionen Kämpfer entstanden.

**Denkt an die hungernden Vögel!**

## Zum Sonntag

Wo ist die Kirche?

Luther über den „Sturm auf dem Meer“

Toren wollen sich unterstehen, festzustellen, wo die Christen sind. Das kann man aber nicht mit irdischen Augen beurteilen, auch wenn man alle Brillen aufsetzt. Man nennt da etwa den einen Christen, der in grauen Höden einhergeht, wie die Rönche; das wäre dir des Schweigens wert. Solche Leute messen die Christen nach ihren Werken, ihren Verdiensten und ihrer Beherztheit. Aber du wirst es bei den wirklichen Christen so finden, wie es hier im Schiff sich zeigt. Du sagst dazu: „Wo sind leht da die Christen? Wer so ist wie die Jünger, kann doch nie glauben.“ Ja freilich, es gehören höhere Augen dazu, als die der Welt und aller ihrer Weisen, um einen Christen als solchen zu erkennen. „Aber“, sagst du, „es heißt doch: Ich glaube an eine heilige Kirche.“ Ja. Aber was man glaubt, sieht man nicht, sagt Paulus. Dort im Schiffe beim Sturm auf dem Meer steht der Glaube ganz wie Unglauben aus und der Christ ist dabei einem Ungläubigen ähnlich; du siehst ja hier, wie diese Jünger verweifeln. Ein Christ erkennt sich selber nicht. Darum richte dich nicht nach dem, wie du dich fühlst und wie dir's ums Herz ist. Vielmehr daran erkenne, ob du ein Christ leiest, daß du das Wort ergreifst, das Gott gesprochen hat, daß du das Wort gerne hörst und in der Stunde der Anfechtung daran festhältst. So ist's bei jenen im Schiff; sie sind verjagt und du siehst nichts von christlicher Tugend an ihnen, sondern das Gegenteil, wenn du sie nach ihrer Leistung messen wirst. Nein, Christen sind sie deswegen, weil sie rufen: „Herr hilf!“ Darum sind sie Christen, weil sie sich an Christus halten; dort liegt ihre Heiligkeit; es soll nicht in uns stehen. Deshalb sind das die größten Toren, die den Christen messen wollen nach seinem äußeren Verhalten. Das ist sicherlich vor der Welt richtig; doch das ist Sache der Eltern und der Ratsherren, die Leute nach außen hin sein zu ziehen; das macht noch keinen Christen. Sondern das macht den Christen, daß er das Wort ergreift. Das wird aber nur im Glauben ergriffen. Deshalb gilt: sie mögen zwar zweifeln, zappeln und von sich selbst das Empfinden haben, als seien sie Unchristen; jowie aber die Lust da ist, das Wort zu ergreifen und es nicht fallen zu lassen, so sind sie Christen und eben dann am allerbesten und allerhöchsten, wenn sie den Verweifselten am allermeisten gleichen. Denn in dieser Verweifselung halten sie sich fest am Wort, unter ihrer Schwachheit. So sagt es Paulus. Denn jene Kraft des Wortes beweist sich in der Schwachheit.

#### Woran man die Kirche erkennt

Dabei soll man die christliche Gemeinde gewiß erkennen, wo das laute Evangelium gepredigt wird. Denn gleichwie man an dem Heerpanier erkennt als bei einem gewissen Zeichen, was für ein Herr und Heer zu Felde liegt, also erkennt man auch gewiß an dem Evangelio, wo Christus und sein Heer liegt.

Luther.

Man kann und soll wohl überall, an allen Orten und alle Stunden beten; aber das Gebet ist nirgends so kräftig und stark, als wenn der ganze Haufe einträchtiglich miteinander betet.

Luther.

## Generalissimus Gamelin

Die militärische und politische Bedeutung der Befehlungsgruppierung

Schon seit einiger Zeit war es bekannt, daß mit dem Ausscheiden des General W e g g a n d eine Neu- und Umgruppierung in den Befehlsverhältnissen der französischen Heeresmacht eintreten werde. Weggand hätte bereits vor drei Jahren seinen Abschied nehmen müssen. Da man aber seiner noch nicht entlassen zu können glaubte, machte man für ihn eine Ausnahme von den Bestimmungen des Altersgesetzes und schuf eigens für ihn die Stellung eines Generalinspektors des französischen Heeres, die gleichzeitig mit dem Posten des Vizepräsidenten des französischen Obersten Kriegsrates verbunden war. So ist es gekommen, daß Weggand noch drei Jahre über die Altersgrenze hinaus an der höchsten militärischen Stelle Frankreichs verblieb.

Mit der Belassung Weggands im aktiven Heeresdienst war eine besondere Anerkennung seiner militärischen Qualifikation zu erblicken. Er war im Kriege der Generalstabschef des Marschalls Fochs, in dessen Schatten er sich bewußt gehalten hat, ohne daß dadurch die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste geringer wurde. Der Grund seiner Ausnahmebehandlung liegt aber nicht nur auf militärischen Gebieten allein, denn auch politische Motive waren einschlagend. Seit Kriegsende ist Frankreich das Land, das die größten militärischen Rüstungen auf sich genommen hat. Um diese Rüstungspolitik nach außen zu vertreten, benötigte man geschickte Außenminister und Diplomaten. Nicht weniger wichtig war aber die Vertretung nach innen, denn das französische Volk war nach den Lasten des Krieges zunächst gar nicht bereit, neue persönliche und geldliche Lasten auf sich zu nehmen, die unweigerlich im Gefolge der von der Regierung betriebenen Rüstungspolitik standen. Diese Politik gewissermaßen zu popularisieren, war W e g g a n d zweifellos der g e e i g n e t e M a n n, denn ihn umwob die Glorie des Stegers einerseits, andererseits wagte natürlich niemand, die dem sachverständigen General, auf dem parlamentarischen Parke entgegenzutreten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, von ihm des Diszidentismus geziehen zu werden. Bis in die Mitte der zwanziger Jahre erwies sich die Spekulation auf die Popularität Weggands als richtig. Dann fing er aber an, den jeweiligen Regierungen unbehagen zu werden. Genau wie in allen anderen Ländern Europas, die am Kriege teilgenommen und ihm große Opfer dargebracht haben, treten jetzt die Auswirkungen des durch die Kriegsjahre verursachten Geburtenrückganges bei den Rekrutierungen in Erscheinung. Daß dieses Defizit in Frankreich ganz besonders stark ist, ist bekannt. Weggand suchte deshalb bereits seit Jahren nach einem Ausweg, um das Schwächemoment für die französische Armee, das in dieser Form bis etwa 1940 anhalten wird, beizubehalten. Er setzte sich deshalb für eine verstärkte Heranziehung der farbigen Truppen einerseits und für eine Verlängerung der Dienstzeit der europäischen Truppen andererseits ein. Nun ist aber die Stimmung im französischen Volk gegen jegliche Erhöhung der Dienstzeit, die gegenwärtig ein Jahr, für einige Spezialwaffen anderthalb Jahre beträgt. Die bisherigen Regierungen haben diese Abneigung der Bevölkerung stets berücksichtigt. Selbst die Regierung Doumergue, die gerade in Rüstungsfragen einen entscheidenden Ton anschlug, hat nicht gewagt, die Verlängerung auf zwei Jahre vorzubringen. Die innenpolitische Lage in Frankreich ist eben so labil, daß man ihr die Belassung mit einer im Volke unpopulären Maßnahme nicht zumuten kann. Glandin und der gegenwärtige Kriegsminister General Maurien sind im übrigen Anhänger der These des Marschalls W e t a i n, nach der die Vervollkommnung

der technischen Ausrüstung des Heeres den Ausfall an Menschen auszugleichen vermöge. Für die französische Regierung ist deshalb das Ausscheiden Weggands in dieser Hinsicht zweifellos eine Entlastung, weshalb sie im Innern vielleicht ganz froh sein wird, den ewigen Stürmer und Dränger ehrenvoll los geworden zu sein. Weggands Abschied ist tatsächlich mit einer außerordentlichen Ehrung verbunden: Er wird nämlich als aktiver General in den Listen des Heeres weitergeführt, so daß er sein bisheriges Gehalt als Pension weiterbezieht.

An Stelle Weggands ist nunmehr der 63jährige General G a m e l i n getreten. Mit seiner Ernennung ist auch eine Neuordnung für Befehlsverhältnisse verbunden worden. Gamelin ist Chef der gesamten Wehrmacht Frankreichs, er verbleibt aber Generalstabschef wie bisher und übernimmt weiter die Funktionen des Vizepräsidenten des Obersten Kriegsrates. Als solcher aber untersteht er dem Kriegsminister. Man sieht also bereits deutlich, daß sich die Regierung Glandin gegen allzu stark betonte militärische Forderungen sichern will. Sie wird es sogar bei innerpolitischen Auseinandersetzungen als ein Entgegenkommen auf die Wünsche des Parlamentes und damit auf die des französischen Volkes auslegen, daß sie gerade Gamelin berufen hat, der sich auf die Petainsche These beruft und bereits erklärt hat, daß er notfalls auch mit achtzehn Monaten zufrieden ist, wenn dafür die technische Rüstung vervollkommen wird. Hauptächlich zielt Gamelin damit auf die Motorisierung des Heeres ab, sein strategisches Ideal ist die mit Motorkraftwagen, Lastkraftwagen und Traktoren motorisierte Division, bei der es überhaupt keine Pferde mehr gibt und kein Mann mehr zu Fuß geht.

Angeichts der neuen Verhandlungen auf der Abrüstungskonferenz, die ja doch einmal kommen müssen, ist es für die französische Regierung von großer Wichtigkeit, an der Spitze des Heeres einen General zu wissen, der über den Horizont des Käppirandes hinauszublicken vermag. Innenpolitisch ist die Stellung der Regierung durch die Neuordnung zweifellos stärker geworden.

## Die deutsche Steinnußknopfindustrie

Zum Sammeltag am 2. und 3. Februar

Die deutsche Steinnußknopfindustrie hat ihren Hauptsitz in der thüringischen Stadt Schmöln. Der Knopf als Kleidungsverschlußmittel und zugleich als Schmuckstück ist schon uralte.

Als äußerst vielfältiger Artikel erhält der Knopf seinen Namen teils nach dem verwendeten Material, teils nach seinem Verwendungszweck und nach seiner Ausgestaltung. Die deutsche Knopfindustrie ist in einigen wenigen Städten Deutschlands lokalisiert. So finden wir die Metallknopfindustrie am Kyffhäuser, in Hannover und in der bayerischen Oberpfalz und die Leinen- und Zeugknopfindustrie besonders in der Lausitz. Die bedeutende Horn- und Steinnußknopfindustrie hat dagegen ihren Hauptsitz in der Stadt Schmöln und in einigen anderen Gegenden wie Götting, Rheinland und Schlefien.

Das Material für den Steinnußknopf liefert uns die Steinnußpalme, von der es wie bei den meisten Pflanzen eine große Zahl verschiedener Sorten gibt, die nach Form und Struktur ihrer Früchte unterschieden werden. Der deutsche Importeur bezieht seinen Materialbedarf fast ausschließlich aus Mittel- und Süd-Amerika, da die Steinnüsse aus der Südele (Tahiti) und die sogenannten Dummüsse aus Afrika in ihrer Qualität nicht an die amerikanischen heranreichen. Als Hauptproduktionsgebiet und Lieferant für Deutschland kommen hier die Staaten Panama, Kolumbien, Ecuador und Peru in Betracht.

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Steinnüsse, die man an den Ufern der Flüsse und am Strande des Meeres in Südamerika fand, als Ballast von den nach Europa leer oder halb leer zurückfahrenden Schiffen mitgenommen. Die Nüsse wurden dann in Hamburg ausgeladen, nahmen am Quai wertvollen Platz weg und niemand wollte sie haben. Erst findige Köpfe kamen auf den Gedanken, das harte Material zu Knopfscheiben zu verarbeiten. Die ersten Versuche wurden von Berliner Holzdrehereien angefaßt und einige davon etablierten sich im Jahre 1859 als Steinnußknopfabrikan. Heute finden wir die meisten und größten Steinnußknopfabriken in der „Knopfstadt Schmöln“.

Seit 75 Jahren ist diese Industrie hier ansässig und werden immer wieder neue und bessere Herstellungsverfahren ausprobiert. Die Söhne der Unternehmer und Arbeiter wachsen sozusagen von Jugend an in diese Industrie hinein und bekommen das besondere Gefühl dafür, das man nachträglich schlecht erwerben kann. Da das Rohmaterial ja ein Naturprodukt ist, das ganz verschieden ausfällt — je nach der Gegend — aus der es kommt und nach der Witterung eines Jahres, muß man schon die nötige Erfahrung besitzen.

Die Knopfstadt Schmöln — etwa 13 500 Einwohner zählend — gab früher durch die steinnußknopfabrizierenden Firmen zusammen mit den angeschlossenen Wirtschaftszweigen (Wäschereien, Kartonnagen, Kistenfabriken usw.) etwa 9000 Personen Arbeit und Brot. Leider wurde diese einst blühende und weltberühmte Industrie durch falsche Maßnahmen der früheren deutschen Regierung fast zum Erliegen gebracht. Ausländische Knopfindustrien, durch neue, mit Deutschland abgeschlossene Handelsverträge begünstigt, konnten den deutschen Markt nach und nach vollkommen beherrschen und die deutsche Steinnußknopfindustrie auf dem Weltmarkt ausschließen. Ein katastrophaler Rückgang dieser Industrie war die Folge. Die Arbeitslosennot wurde immer größer und im Zusammenhang damit die Verarmung und Notlage der Stadt. Es würde zu weit führen, hier all die Folgen aufzuführen, die ein ungünstiger Handelsvertrag mit Italien für die deutsche Steinnußknopfindustrie mit sich gebracht hat, der zu Gunsten größerer Industrien abgeschlossen wurde. Erst der heutigen, nationalsozialistischen Regierung ist es zu danken, daß dieselbe sich ernstlich bemüht, der schwer bedrängten deutschen Steinnußknopfindustrie zu helfen.

Wenn auch zunächst der Knopf für den Festanzug der DAF nicht die Hilfe gebracht hat, die er bringen sollte, so wird doch seitens der Steinnußknopfindustrie gehofft, daß die Idee des Festanzuges der DAF weiter propagiert wird und dann wieder die hierfür vorgeschriebenen Steinnußknöpfe Verwendung finden werden. Zur Zeit hat die Reichsleitung der NSD, die Schmöln Knopfindustrie mit der Lieferung des Winterhilfsabzeichens für den Monat Februar 1935 beauftragt und sei darüber noch folgendes gesagt:

Die Plakette „Mutter und Kind“ ist aus Galalith hergestellt und wirkt durch die saubere Herstellung besonders des Reliefs außerordentlich geschmackvoll. Dieser Reichsauftrag hat der schwer notleidenden Knopfindustrie namentlich nach dem Weihnachtsfest eine reiche Beschäftigung gebracht und es konnten nicht nur viele hundert deutsche Volksgenossen wieder voll beschäftigt, sondern auch noch weitere hunderte von Erwerbslosen neu eingestellt werden.

Aber auch andere Industrien, wie z. B. Rohstoff-Firmen, Kadel-Fabriken, Stanz- und Prägestempel-Firmen, Carton- und Verpackungsmaterial-Unternehmungen, Maschinenfabriken für

Stanz- und Eindrückmaschinen u. a. m. konnten reichlich beschäftigt werden und haben auch in diesen Betrieben viele Arbeitnehmer gute Beschäftigung gefunden.

Das Februar-Abzeichen „Mutter und Kind“ erfordert viele Arbeitsgänge und ist dadurch Gewähr für eine erfolgreiche Arbeitsbeschaffung gegeben. Es sei hier kurz erwähnt, welche hauptsächlichen Arbeitsgänge für die Herstellung des Abzeichens nötig sind: Das Material wird erst eingeweicht, dann in Streifen geschnitten, die Profile ausgestanzt, diese Profile wieder getrocknet, dann werden dieselben geschliffen und poliert, nach dem Polieren wieder eingeweicht, dann das Relief geprägt, nach dem Prägen müssen dieselben wieder getrocknet werden und dann nochmals poliert; nun kommt das Loch für die Nadel, dann das Hüthen anziehen, Nadel eindrücken, die langen Nadeln biegen, dann das Fähen und endlich das Verpacken in die kleinen Schachteln zu 100 Stück und dann in die großen Versandschachteln.

Der Auftrag beziffert sich auf etwa 7,5 Millionen Stück und wurde in der zur Verfügung stehenden Zeit von ungefähr zwei Monaten ausgeführt. Ist auch der Steinmühlknopfindustrie mit der Anfertigung dieser Winterhilfsplakette zur Zeit etwas geholfen, so ist die Beschäftigung leider nur eine vorübergehende und von kurzer Dauer. Es fehlt die Beschäftigung auf lange Sicht! Wenn sich jeder deutsche Volksgenosse seines Nationalgefühls bedienen und nur deutsche Knöpfe an sein Kleidungsstück tragen würde, wäre dieser Industrie mit einem Schlage geholfen und es gäbe in Deutschland keine arbeitslosen Knopfmacher mehr. Der kleine Preisunterschied auf das Kleidungsstück gerechnet, darf keine Rolle spielen, wenn berücksichtigt werden muß, wieviel Volksgenossen eingereicht werden können. Der deutsche Steinmühlknopf ist als „Dreiringknopf“ auf der Rückseite gekennzeichnet, jedoch niemand mehr aus Unkenntnis ausländische Knöpfe zu kaufen braucht. Daß der Bedarf an Knöpfen in Deutschland vorhanden ist, beweisen die statistischen Zahlen über die enormen Mengen Steinmühlknöpfe, die leider nach Deutschland eingeführt worden sind und noch eingeführt werden. Trage also jeder deutsche Volksgenosse dazu bei, die deutsche Wertarbeit zu unterstützen und an seinem Kleidungsstück nur deutsche Knöpfe zu verwenden.

## Das Kreuzergeficht an der Doggerbank

1915 — 24. Januar — 1935

Der Erinnerung an das Kreuzergeficht an der Doggerbank vor zwanzig Jahren kommt insofern besondere Bedeutung zu, als an jenem Tage zum ersten Mal die deutsche und die englische Flotte ernstlicher aufeinandertrifften. Fünfeinhalb Monate hatte sich der Krieg zur See auf gelegentliche Einzelaktionen beschränkt. Das stürmische und rauhe Wetter im Januar 1915 war der Arbeit der Torpedoboote und Minenjäger außerordentlich hinderlich. Die erhöhte Bereitschaft, in der bis dahin die Hochseeflotte gestanden hatte, wurde gemildert, das aus den neuesten Vinienschiffen bestehende dritte Geschwader wurde zu notwendigen Übungen nach Kiel entsandt.

Als am 22. Januar in Wilhelmshaven die Nachricht eintraf, daß sich in der Nähe der Doggerbank englische leichte Streitkräfte befänden, erhielt der Befehlshaber der Aufklärungsschiffe, Konteradmiral Hipper, den Befehl zu einem kurzen Vorstoß nach der Doggerbank. An eine Kampfnahme mit härteren Teilen der englischen Flotte war nicht gedacht, auch war der Marineleitung bekannt, daß sich die englische Schlachtflotte zum Kohlen in ihren Häfen befand.

Die englische Spionage arbeitete jedoch ebenso schnell wie vorzüglich. Noch am 23. Januar war der englische Flottenoberbefehlshaber über das Auslaufen Hippers unterrichtet. Für den folgenden Tag, also den 24. Januar 8 Uhr früh, befaß er die Vereinigung der in Firth of Forth liegenden beiden Kreuzergeschwader mit den von Harwich vorstoßenden Kreuzern und Zerstörern. Eine Stunde später sollten auch die Schlachtschiffe von Scapa Flow bereitstehen. Das gemeinsame Ziel für alle Geschwader war die Doggerbank.

Bei der Tagesanbruch näherten sich die in Kiellinie fahrenden deutschen Schlachtschiffe „Seydlitz“, die auch das Flaggschiff war, „Derfflinger“, „Moltke“ und „Blücher“ der Südküste der Doggerbank. Die kleinen Kreuzer „Graudenz“ und „Strasburg“ bildeten die Vorhut, „Köln“ deckte die rechte, „Kolberg“ die linke Flanke. Bei jedem der kleinen Kreuzer befand sich außerdem noch eine Halbflottille von vier bis fünf Torpedobooten. Etwa um 8.15 Uhr wurden die ersten Schüsse zwischen der „Kolberg“ und dem kleinen Kreuzer „Aurora“, dem Führerschiff der aus Harwich herankommenden Streitkräfte gewechselt. Beide Gegner erzielten Treffer, die jedoch keine größeren Verluste oder Beschädigungen hervorriefen. Als bald darauf im Nordwesten weitere englische Kreuzer auftauchten und der lebhafteste Punktverkehr die Anwesenheit harter feindlicher Kräfte verriet, war es dem deutschen Befehlshaber klar, daß die Engländer eine Schlacht suchten. Es war ein Verhängnis für Deutschland, daß die ganze Hochseeflotte nicht im ganzen zum Auslaufen bereitlag.

Angesichts der Lage konnte Hipper den Kampf nicht annehmen, zumal er sich näher an der englischen als an der deutschen Küste befand. Das einzige, was er tun konnte, war der Rückzug nach der deutschen Bucht und die Führung eines hinhaltenen Gefechtes, bis die alarmierten Vinienschiffe aus Wilhelmshaven ausgelaufen waren und ihn aufnehmen konnten. Er drehte daher vom Feinde ab, nahm die kleinen Kreuzer in die Mitte und fuhr auf südöstlichem Kurs. Die unmittelbar folgenden kleinen englischen Kreuzer wurden durch die schweren Geschütze „Blüchers“ auseinandergejagt. Inzwischen kamen fünf englische Schlachtkreuzer näher heran. Admiral Beatty, der seine Flagge auf der „Lion“ gesetzt hatte, wollte den Deutschen den Rückzug verlegen. Trotz ihrer Unterlegenheit nahmen die deutschen Schiffe jedoch den ungleichen Kampf auf. Im Vorwärtstreiben richteten die englischen Schlachtkreuzer ihre Salven zunächst auf den zuletzt fahrenden „Blücher“, der schon damals ein veraltetes und überaus langsames Schiff war. „Blücher“ wehrte sich mit dem Mut der Verzweiflung, die übrigen Schiffe führten im parallelen Kurs nach Südosten „Lion“ und „Tiger“ kämpften gegen „Seydlitz“, „Prinzeß Royal“ und „Zealand“ nahen sich mit „Moltke“ und „Derfflinger“. Die übrigen Schiffe nahmen die zum Tode verurteilten „Blücher“ unter einen Feuerortan.

Gegen 11 Uhr vormittags erhielt „Seydlitz“ einen schweren Treffer, der die beiden hinteren Türme zerstörte und durch Stichflammen 165 Mann auf der Stelle tötete. Doch war das Flaggschiff noch nicht kampfunfähig. Etwa eine Stunde später war „Lion“ derart beschädigt, daß es zusammen mit seinem Schweschersschiff „Tiger“ aus der Kampflinie ausscheiden mußte, die Engländer warteten einen Angriff der deutschen Torpedoboote nicht mehr ab, sie brachen das Gefecht ab und überlebten ihre beiden schwer beschädigten Schlachtkreuzer mühsam in die heimatischen Häfen zu fah.

Das Schicksal „Blüchers“ konnte nicht mehr gewendet werden. Trotz des konzentrischen Feuers, das alle nur verfü-

baren englischen Schiffe auf sie richteten, wehrte sie sich bis zum letzten Augenblick. Um 1 Uhr ging „Blücher“ mit wehender Flagge unter. Dabei fanden achthundert Mann den Tod in den Wellen, nur zweihundert wurden von englischen Zerstörern gerettet. Die Engländer haben übrigens Kampf und Untergang „Blüchers“ als ein Beispiel von Disziplin, Mut und kriegerischem Geist ehrend anerkannt.

Das Gefecht an der Doggerbank stand unter einem für Deutschland ungünstigen Stern, doch hatte sich bei diesem Rückzuggefecht die glänzende Schiffsausbildung und Manövrierkunst der deutschen Flotte gezeigt. Erst anderthalb Jahre später standen sich Beatty und Hipper noch einmal gegenüber, in der Schlacht am Slaggyraad nahen sich die beiden Flotten in einem Großkampf, wie er in der Seekriegsgeschichte bis dahin und auch seitdem nicht verzeichnet gewesen ist.

## Beim Schöpfer des „Saarlieses“

„Die Saar ist frei“ — seine neueste Komposition

Unser Mitarbeiter hatte Gelegenheit, den Schöpfer des „Saarlieses“, Bernhard Kutsch, gelegentlich der Uraufführung seines neuesten Wertes, des „Die Saar ist frei“, persönlich zu sprechen. Ueber den Inhalt seiner Unterredung schreibt er uns folgendes:

Als wir in die weite, von mindestens 3000 Menschen gefüllte Halle des „Clou“ in Berlin traten, dirigierte Bernhard Kutsch gerade seinen „Saarmarsch“ nach dem Liede „Deutsch ist die Saar“. Zündend, die Zuhörer mitreißend, so daß sie — man spürte es — Mühe hatten, an sich zu halten und nicht mitzuführen.

Nachher fanden wir Gelegenheit, den Komponisten persönlich zu sprechen. Seine Wiege stand in Berlin, und hier hat sich auch, nach Beendigung der Studienjahre, sein musikalisches Wirken in der Hauptsache abgepielt. Einige Zeit gehörte er einem Orchester an, aber schon seit langem lebt er nur noch seinen kompositorischen Aufgaben. Dabei hat er sich doch, wie alle seine Lieder und Märsche verraten, etwas ungeheuer Lebensnahes, Aktives bewahrt. Der leicht angegraute Kopf des 53jährigen trägt die frischen Farben und die lebhaftesten Augen eines 30jährigen, und die Bewegungen, beim Dirigieren z. B., sind von gestrafter Elastizität.

Was mich am meisten interessierte, war dies natürlich, Näheres über die Entstehung des „Saarlieses“ zu erfahren, das heute von Millionen Deutschen wieder und immer wieder gesungen wird. Die Fassung, in der wir es heute kennen, erhielt es vor ungefähr zwei Jahren. Die Melodie ist die eines altüberlieferten Bergmannsliedes, dessen Ursprung niemand mehr kennt. Kutsch hat sie überarbeitet, dem Text des „Saarlieses“ angepaßt und sie als Grundlage seines für großes Orchester geschaffenen „Saarmarsches“ genommen. Dieser „Saarmarsch“ ist übrigens gelegentlich des letzten Parteitages in Nürnberg von den vereinigten Militärkapellen unter der Leitung des Heeresmusikinspektors Schmid dem Führer vorgepielt worden.

Kutsch hat für die singfähigen Melodien des Volkes, der Soldaten, für überlieferte Marschrythmen überhaupt ein offenes Ohr. Das Heranwachsen der nationalen Bewegung, die gleichzeitig ja dem Stubenhodertum absagte und gerade dadurch, daß sie aus innerstem Trieb heraus die Massen in Bewegung setzte, nach Musik und Rhythmus verlangte, hat Kutsch angezogen und ihm zugleich neue Ausdrucksmöglichkeiten gegeben. In den jungen Menschen, die aus allen Volksschichten zur SA. und zur Partei strömten, sangen unendlich viele Melodien, von denen selten bekannt war, woher sie kamen. Kutsch hat sie sich vorpfeifen lassen und hat die Lieder geformt. Ihm verdankt ein SA.-Lieder-Potpourri seine Entstehung, das bei den kameradschaftlichen Veranstaltungen der Bewegung gern und häufig gespielt wird.

Wir waren gerade in lebhafter Unterhaltung über diese Dinge, als Herr Kutsch erneut ans Dirigentenpult gerufen wurde. Und nun kam sein neues Saarlies „Die Saar ist frei“. Er führte es hier in einer Orchesterbearbeitung als Marschkomposition vor, schmetternd und den ganzen befreienden Jubel über den Saarsieg ausströmend. Aber wie er uns nachher erzählte, wird die einprägsame und in flottem Marschrhythmus gehaltene Melodie schon heute von Schulhöfen und bei anderen Gelegenheiten gesungen. Der Gedanke zu dem Liede — „Die Saar ist frei“ — entstand vor etwa sechs Wochen gelegentlich einer Unterhaltung mit dem Verleger von Kutsch und A. Pohl, einem Gauredner des Ganes Kurmark. Pohl regte an, für den Tag der Saarbefreiung ein in beschwingten Rhythmus gehaltenes Lied herauszubringen. Er selbst dichtete den Text und Kutsch komponierte es in wenigen Wochen. Schon vor dem Tage, an dem die Volksabstimmung die Saarbefreiung endgültig bestätigte, ist es zum erstenmal im Rundfunk gespielt worden. Sicherlich wird es nun rasch seinen Weg durch Deutschland nehmen.

Die Vorführung dieses neuen Saarlieses von Kutsch brachte übrigens eine Ueberraschung. Der nicht endenwollende Beifall der Menge zwang den Komponisten zu einer „Zugabe“. Und was wurde gespielt? Das Lied von der „Lore“, dem schönen Försterstochterlein. Diese „Lore“ stammt nämlich auch von Kutsch. Die Wenigsten werden gewußt haben, daß der Schöpfer des „Saar“-Liedes auch der vielleicht noch populären „Lore“ ist. Wieder sind es Motive aus Volks- und Soldatenliedern unbekanntem Ursprungs, die Kutsch hier zu einer einprägsamen Melodie zusammengestellt hat. In dieser neuen Form ist das Lied ungläublich rasch ins Volk zurückgekehrt, allerdings nicht, ohne daß die SA., zu deren Leibliedern es gehört, im Refrain einige eigenwillige Änderungen vornahm, denen der Komponist sich schließlich resigniert beugte.

Und nun gab es in der Unterhaltung noch eine weitere Ueberraschung. Auch das „Schlesier-Lied“, wie die anderen beiden zum Stamm der heute überall gesungenen Melodien gehörend, hat Kutsch zum Verfasser. Und wie er uns verriet, hat er vor einiger Zeit auch eine vielgespielte Paraphrase über „Voll ans Gewehr!“ geschrieben. All diese vom Taktstimm der neuen Massenbataillone beflügelten und sie wieder beflügelnden Rhythmen liegen ihm. Er ist in gewissem Sinne der Liedschöpfer der nationalen Bewegung geworden. Auch die neueste Komposition, an der er im Augenblick arbeitet, eine Suite in vier Sätzen für Militärkapellen, lebt in der Melodie und in dem Takt, der für das neue, junge Deutschland charakteristisch ist.

Johannes Buschmann.

## Liebe zum neuen Vaterland —

Treue dem alten Mutterland

DAß Den Kindern einer bodenständigen deutschen Schule in Südbraßilien wurde als Aufsatzthema das Wort des vereinigten Reichspräsidenten von Hindenburg gestellt: „Liebe zum neuen Vaterland — Treue dem alten Mutterland — das sei der Sinn, in dem alle Braßilianer deutschen Blutes sich immer neu zusammenfinden“.

Wir sind in der Lage, einige Proben aus den Aufsätzen dieser deutschstämmigen Kinder wiederzugeben, die zeigen, daß in Braßilien das Verhältnis Volkstum und Staatsangehörigkeit, Heimat und Mutterland, blutmäßige Verbundenheit mit dem Muttervolk und Pflichten gegenüber dem Staatsvolk sowohl von der älteren Generation richtig verstanden und gelehrt wie auch als bleibendes Gedankengut von der jungen Generation übernommen wird.

Die nachfolgenden Proben sind etwa einem Duzend Aufsätzen von vierzehnjährigen Kindern, Mädchen und Knaben, entnommen, deren Urgroßväter, Großväter oder Väter in Braßilien eingewandert sind:

Aus mannigfachen Gründen verlassen Deutsche ihre alte Stammesheimat und siedelten sich in fremden Ländern an. Auch in Braßilien haben wir rund 800 000 Deutsche. Durch harte Arbeit und sauren Fleiß schufen sie sich hier eine neue Heimat. Wir Deutschen in Braßilien haben eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Wohin gehören wir? Sind wir Deutsche oder Braßilianer? Deutsch sind wir, weil deutsches Blut in unseren Adern rollt, weil wir deutsche Sitten und Gebräuche pflegen, weil unsere Muttersprache die deutsche ist. Und wenn wir dem neuen Vaterlande dienen, so sollen wir doch dem alten Mutterland treu bleiben. Braßilien unser neues Vaterland sollen wir lieben. Kann man die Liebe zum neuen Vaterland mit der Treue zum alten Mutterland vereinigen? Wenn wir den deutschen Sitten und der deutschen Sprache treu bleiben, können wir Braßilien viel größere Dienste leisten. Andere dagegen vergessen Deutschland ganz und werden dadurch für Braßilien schlechte Staatsbürger; denn der deutsche Mensch kann nur dann das Höchste erreichen, wenn er im fremden Lande seine Eigenart bewahrt. Die Menschen aber, die ihre Sprache und ihr deutsches Wesen wegwerfen, um vor den Braßilianern etwas gelten zu wollen, werden von dem Lufobraßilianer nur verachtet. Wir dürfen niemals unser deutsches Volkstum verlieren. Darum müssen wir die deutschen Schulen fördern, damit wir die deutsche Art und die deutsche Sprache nicht vergessen. Es gibt ja Leute, die behaupten, von der Sprache hinge es nicht ab, ob wir Deutsche sind oder nicht. Aber wie sollen wir die deutsche Art verstehen, wenn wir keine deutschen Bücher und Gedichte mehr lesen können? Es ist unmöglich, sich deutsch zu nennen, ohne die deutsche Sprache zu beherrschen. Deutsch sein, heißt treu sein! Treu der deutschen Art und treu dem neuen Vaterlande sei jeder Deutschbraßilianer. Vorwärtsbringen soll er das an Naturschönheiten so reiche Land. Darum muß er auch die Sprache des Landes vollkommen beherrschen, um die Gesichte des Landes mitleiden zu können. Solange uns noch deutsches Blut in den Adern fließt und wir deutsch denken und fühlen, werden wir Deutschbraßilianer Sehnsucht nach Deutschland haben. Ich glaube aber bestimmt, daß wir nicht immer in Deutschland leben könnten. Wer einmal das schöne Braßilien und seine Natur kennt, wird sich immer nach hier zurückziehen, hier werden wir uns immer zu Hause fühlen. Das Land, der Boden, in dem wir aufgewachsen sind, lehrt uns es zu lieben. Unser Blut lehrt uns die Treue zu Deutschland. Diese Erkenntnis der Bedeutung von Blut und Boden ist das Bekenntnis jedes guten Deutschbraßilianers.

## Angus hebt dreitausend Pfund

Seltamer Lebenslauf eines Riesenknaben

Von Robert Holken

Von manchem starken Manne weiß die Weltgeschichte zu berichten. Von August dem Starken von Sachsen und seinem körpergewaltigen Sohne Moriz hörten wir schon in der Schule. Aber wer vernahm von dem gewaltigen Bayernherzog Christoph, der allein gegen 30 Türken standhielt und 11 von ihnen zu Boden stredte! Ein Franzose, der in die Bastille geführt wurde, soll es fertig gebracht haben, die vierfachen Ketten zu zerreißen, die ihm die Freiheit raubten. Und nicht nur die Alte Welt kennt solche Geschichten.

Höchst seltsam ist der Lebenslauf von Angus von St. Ann. Der war der viertgeborene unter einem Duzend Geschwistern. Seine Eltern besaßen normale Größe. Und auch der Knabe selbst zeigte in seinem Körperbau keinerlei Besonderheiten, bis er das zehnte Lebensjahr erreichte. Aber sein Appetit war schon seit seinem achten Venz ganz außerordentlich angewachsen, und zwar vervielfachte er ganz ungeheure Mengen von Sahne und Hafergrütze. Diese Nahrung begann ihre Wirkung zu zeigen, sobald Angus das erste Jahrzehnt seines Lebens überschritt. Als er vierzehn jähkte, wog er bereits zwei Zentner. Seine Muskeln wurden feinhart. Als er sechzehn alt war, wagte sich niemand mehr an ihn heran. Aber er blieb so sanft und gutmütig, daß niemand ihn zum Zorn reizen konnte. Im Rauchen und Trinken war er übrigens recht mäßig. Dieser Tatlage steht nicht entgegen, daß sein Verbrauch an Tabak und Alkohol wohl in der Lage gewesen wäre, einen normalen Menschen von Grund aus zu zerstören.

Angus betätigte sich als Zimmermann, Fischer und Landwirt, wobei er ebenso viel leistete wie zehn andere Männer. Und wenn ein Pferd krank war, spannte er sich ohne viel Federlesens selbst in den Pflug. Als einmal ein Freund zusammenbrach, lud er ihn auf die Schulter und trug ihn durch den strömenden Regen 35 Kilometer weit.

Stundert Pfund hob Angus mit einem einzigen Finger. Und dieses Gewicht konnte er ganze zehn Minuten in der Schwebe halten. Wenn ihn ein Besucher von St. Ann bewundern wollte, dann nahm Angus wohl unter jeden Arm ein Fäßchen mit dreihundert Pfund Salzfleisch und rannte damit die Hauptstraße entlang. Mehr als zweieinhalb Meter hoch, 480 Pfund schwer, hatte der Riese eine Stimme, die in der stillen Nacht auf einen Umkreis von einer Seemeile hörbar war.

Als Angus 25 Jahre alt war, ging er auf die Reise, um sich bewundern zu lassen. Die Fahrt dauerte fünf Jahre. Sie führte durch Kanada, die Vereinigten Staaten, durch Kuba. In Windsor staunte die Königin Viktoria über den Herkules. Sie nannte ihn den prächtigsten Vertreter der Männlichkeit, der je den Fuß über die Schwelle des Schlosses gesetzt habe.

Es war im Jahre 1855, Angus begann das dritte Jahrzehnt seines Lebens, da lud man ihn im Hafen von Newyork ein, an einem Anker von 2720 Pfund Gewicht seine Kraft zu erproben. Der Riese ließ sich nicht lange bitten. Ohne große Mühe hob er das gewichtige Stück auf seine Schulter und schlepte es auf dem Dock hin und her. Aber als er sich dann wieder von der Last befreien wollte, traf ihn eine der Anfersen in den Rücken, und der Riese sank zu Boden. Seitdem ging es mit Angus bergab. Er kehrte in die Heimat zurück. Acht Jahre später verfiel er in eine Krankheit, die ihn acht Tage lang ans Bett fesselte. Friedlich wie ein großes Kind schlummerte der Riese ins Jenseits hinüber.

Spendet für das Winterhilfswerk des deutschen Volkes 1934-35

## Hochzeit mit Hindernissen

In Begleitung zweier Sanitäter zum Altar — Das Ja-Wort mit gebrochenen Rippen — In verbotenen Tempo zur Trauung

Von Erich Weirigk

In einer Wiener Kirche gab es unlängst eine recht seltsame und ungewöhnliche Trauung. Von zwei Sanitätern gestützt unter der Obhut eines Arztes betrat ein Bräutigam den Altar, um sich vom Priester trauen zu lassen. Die Ursache dieses merkwürdigen Aufzuges war ein Unfall, den der Bräutigam beim Gang in die Kirche erlitten hatte. Auf den sehr glatten Kirchenstufen war er ausgerollt und hatte sich eine so schmerzhaft Verletzung der Kniekehle zugezogen, daß er zunächst stöhnend liegen blieb und sich nicht mehr erheben konnte. In aller Eile mußte die nächste Rettungswache alarmiert werden. Der Bräutigam weigerte sich standhaft, sich zur Rettungswache bringen zu lassen, bevor die Trauung stattgefunden hatte. Nach Anlegung eines Notverbandes ließ er sich also in die Kirche tragen. Neben ihm schritt die Braut. Das Gesetz kann gegen diese Trauung nichts einwenden, denn nur bei geistigen Krankheiten, nicht bei erlittenen Körperverletzungen kann die Trauung verweigert werden. Alle Wiener Zeitungen feiern den standhaften jungen Mann, der so mutig seine Schmerzen verbiß, um seiner Angebeteten keine Enttäuschung zu bereiten.

Der Vorfall steht nicht so vereinzelt da, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Die Geschichte weiß zwar von vielen bedauernden Bräuten zu berichten, die am Tage ihres Lebens vergebens auf den Verlobten warteten, um mit ihm vor den Altar oder den Standesbeamten zu treten, sie kennt aber ebensoviele rühmliche Geschichten, in denen die Bräutigame alles daran setzten, um rechtzeitig zur Stelle zu sein.

In Wien ereignete sich um die Jahrhundertwende eine andere Geschichte, die damals nicht minder großes Aufsehen erregte. In fliegender Hast hatte sich ein Bräutigam in einen Fiaker geworfen, um — es war schon sehr spät und alles wartete — zur Hochzeitsgesellschaft zu fahren, die sich in der Wohnung der Verlobten aufhielt. Bei einer Kreuzung fuhr der Fiaker unglücklich mit voller Wucht in eine um die Ecke biegende Straßenbahn hinein. Das Pferd war auf der Stelle tot, der Fahrgast und der Kutscher wurden heftig auf das Pflaster geschleudert. Der Kutscher war völlig besinnungslos und schwer verletzt. Als man ihn auf eine Tragbahre gelegt hatte, sah man sich nach dem verunglückten Herrn im Fiaker um. Der war aber verschwunden. Wenige Minuten nach der Trauung brach der Bräutigam ohnmächtig zusammen. Jetzt erst stellte der untersuchende Arzt fest, daß der Heiratsbegeisterte zwei Rippen gebrochen und den linken Arm schwer verstaucht hatte.

Ein anderer Fall hat vor einiger Zeit in Detroit einiges Aufsehen erregt. Ein Kraftwagen, der mit irrsinniger Geschwindigkeit durch die Straßen raste, hatte sich in einen Gemüswagen gerammt und zur Seite geschleudert. Ein Verkehrsbeamter, der das Auto stoppen wollte, und sich ihm in den Weg gestellt hatte, konnte gerade noch im letzten Augenblick zur Seite springen. Nun nahmen zwei Polizisten auf Motorrädern die Verfolgung auf und stellten auch nach einiger Zeit den Wagen. Ihm entstieg ein Mann im Frack, der händelnd bat, ihn doch weiterfahren zu lassen, weil er sonst zu seiner Trauung zu spät käme. Die Polizisten bedauerten und erklärten ihn für verhaftet. Da zuckte der Mann ebenso bedauernd die Schultern, holte etwas Atem und im nächsten Augenblick lagen die beiden Polizisten, von mächtigen Kinnhaken getroffen, auf der Straße. Sie hatten sich aber bald erholt und verfolgten den Wagen. Als sie sahen, daß er ihnen an Schnelligkeit überlegen war, so schloßen sie und ließen schließlich von der Verfolgung ab.

Am Abend wurde der junge Mann — man hatte ihn natürlich mit Hilfe der Autonommer leicht ausfindig gemacht — verhaftet. Er trug einen Arm in der Schlinge, denn eine Revolverkugel hatte ihn getroffen, aber sonst war er guter Dinge und nahm ohne Wimpernzucken die zehn Tage Gefängnis in Kauf, zu denen ihn der Polizeirichter verurteilte, der nicht einsehen konnte, daß eine Trauung wichtiger sein kann als die Verkehrsordnung.

## Die Wölfe

Skizze von Max Feumer

Bill Bourding hob überrascht den Kopf, und während er den Schlitten zum Stehen brachte, trat in sein von Wind und Wetter gebeiztes Gesicht ein Ausdruck ängstlicher Spannung. Das leise Winseln seiner Hunde, die unruhig am Zugseil zerrten, war der einzige Laut, der die Stille des kalten Wintertages unterbrach. An die Seite des Leithundes tretend, stand Bill gerade im Begriff, das Leichen zur Weiterfahrt zu geben, als der heisere Blaffton eines Wolfes erneut an sein Ohr drang.

Bill war nicht feige, aber der Gedanke, nur mit seinem Revolver bewaffnet einem Rudel hungriger Grauwölfe entgegenzutreten, jagte ihm doch einen fröstelnden Schauer über den Leib. Aus der Ladung seines Schlittens suchte er das kleine, scharfe Handbeil hervor, um im Falle eines Angriffes neben seinem Schießwaffen noch eine Schlagwaffe zur Verfügung zu haben. Seine zwischen der Ladung verstaute Büchse war durch den Bruch der Schlagbolzenfeder nutzlos geworden und bitter bereute er jetzt seine sträfliche Nachlässigkeit, die ihn den Weitermarsch antreten ließ, ohne daß er sein Vorhaben, die Waffe im Fort umzutauschen, ausgeführt hatte. Der gestern im Fort Miles zwischen ihm und Jim Turtel ausgebrochene Streit, dessen Ursache der durch Bills Schuld ums Leben gekommene Leithund Jims bildete, hatte der langjährigen Arbeitsgemeinschaft der beiden Goldsucher ein Ende bereitet. Ohne sich um seinen Kampfgenossen zu kümmern, verließ er in aller Frühe das Fort.

Ein kurzes Aufblaffen seines Leithundes ließ ihn aufblicken, und lähmender Schreden nahm ihn für einige Augenblicke jede Heberlegung. Auf dem sich vor ihm erhebenden Hügelrücken war ein starkes Rudel Grauwölfe sichtbar geworden, die nach kurzem Stuhlen dem heiseren Heul des Führers folgten und als schwarze, drohende Schatten durch den aufstrebenden Schnee heranzogen. Wohl wissend, daß jede Verzögerung sein Schicksal besiegeln konnte, trennte Bill mit einem Schlage seines Handbeils das Zugseil seiner Hunde vom Schlitten und sprang in langen Schritten dem nächsten Baume zu.

Blitzschnell löste er die Schneeschuhe von den Füßen, trieb die Schneide seines Handbeils in den Stamm und schwang sich, dieses als Ausstiegs benutzend, zu der nun in Reichweite seiner Hände befindlichen Gabelung empor. Während sein Ohr das heulende Keuchen der Wölfe unter sich vernahm, brachte ein rascher Klimmzug seine Brust in die Höhe des

rettenden Astes. Im Begriff, nun vollends auf diesen zu schwingen, geriet der Stummel eines abgebrochenen Zweiges in die Schlaufe seiner Revolvertasche, die von der Kraft des Ausstimmens abgerissen wurde. Die Waffe fiel zur Erde.

Keuchend vor Anstrengung sah Bill in der Gabelung des Baumes und starrte wie geistesabwesend auf das Bild zu seinen Füßen hinunter. Dort, wo seine Schlittenhunde sich ihren Anstreifern zum Kampfe gestellt hatten, haagten sich nun diese um die Kadaver der Unterlegenen, während ein halbes Dutzend Grauwölfe, den Baum umrundend, mit mordlustigen Lichtern nach oben spähte. Die Erkenntnis, daß der Verlust seiner Waffe sein Schicksal besiegelte, machte ihn mutlos, und erst die scharfe Kälte, die seine Glieder erstarren ließ, rüttelte ihn aus seiner Willenslähmung auf. Während er im Reifsig in der Gabelung hängend, Arme und Beine in steter Bewegung hielt, um sich zu erwärmen, zankten sich die Wölfe um die getrockneten Fische, die für seine Hunde als Futter bestimmt gewesen waren. Der Anblick erinnerte ihn an eine Angelschnur, die er in der Samentasche seines Pelzrodes gewahrt. Als sich seine Finger um diesen kostbaren Besitz krampfhaft, ging er sofort, von neuer Hoffnung befeelt, an sein Rettungswerk. Eine kurz über dem Angelhaken eingebundene Patrone gab der Angel die notwendige Schwere, und während vom Schlitten herüber der Lärm der streitenden Bestien drang, versuchte er, sich wieder in den Besitz seiner Schußwaffe zu setzen.

Nach einigen mißglückten Versuchen gelang ihm dies, und nun trat er unter den seinen Baum umkreisenden Wölfen die Wahl seines ersten Zieles. In rascher Folge entleerte er die Kammern seiner Waffe mit dem Erfolg, daß drei seiner Wächter im Feuer blieben, während ein vierter sich heulend davonschleppte. Dann nahm er die Gruppe der sich um die Ladung des Schlittens balgenden Wölfe unter Feuer, und bald zeugte auch dort eine Anzahl regungsloser Kadaver von seiner Treffsicherheit. Als er die zum drittenmal geladene Waffe sprengen ließ, trat das Rudel einen beschleunigten Rückzug an. Im Begriff, seinen Zufluchtsort zu verlassen, trug ihm der Wind den Hall eines Schusses zu.

Ein vor ihm abgegebener Signalschuh wurde sofort beantwortet, und als er halb erstarrt vom Baume glitt, kamen drei Schlitten den rückwärts gelegenen Hang herab. Jim Turtel, der den ersten führte, konnte sich trotz des Ernstes der Situation nur mühsam ein Lächeln verkneifen, als er die ungelenteten Bewegungen des Halberstarrten sah. Ein Blick jagte dem mit der kanadischen Wildnis vertrauten Goldsucher, was hier vorgefallen war. Lachend schlug er dem etwas steifbeinig an ihm vorübertrabenden Bill auf die Schulter: „Laut Dich warm, alter Junge, das ist das beste Mittel, was ich Dir verordnen kann. Wir werden hier unterdessen Ordnung schaffen, die Wölfe abbalgen und das Lagerfeuer anzünden. Bis dahin mache Dir reichlich Bewegung. Sie wirkt in dem tiefen Schnee wie ein gesundes Schwitzbad. Damit Dir die Zeit dabei nicht lang wird, kannst Du ja einmal darüber nachdenken, ob unsere Kameradschaft wirklich nur so ein rüdgatloses Gebilde war.“

Bill gab keine Antwort, denn das Waten durch den Schnee nahm seine Lungen vollaus in Anspruch. Noch ganz erfüllt von dem soeben überstandenen Abenteuer empfand er Jims Worte wie eine Mahnung, deren Befolgung für die Zukunft eine seiner vornehmsten Aufgaben sein sollte.

## Großmutter springt aus der Eisenbahn

Nachherzählt von Robert Dube

Kleiner Bahnhof an der kleinen Kreisstadt. Ueber die paar Gleise pfeift frei und ungehindert der Wind. Im Hintergrund rangiert kurzatmig das Lokomotivchen die drei bis vier Wagen zusammen, die es dann fünfundzwanzig Kilometer weit nach Norden schleppen will.

Neben mir steht auf dem kümmerlichen Bahnsteig der Schaffner, dessen rote Lederschärpe ausweist, daß er gleichzeitig den Zugführer abzugeben hat. Er ist übrigens

allerdem Rademeister im Gepäckwagen, aber das nur nebenbei.

Wir beide sehen stumm zu, wie sich da hinten ohne Hilfe der Zug zusammenbaut. Ich weiß auch nicht, wie ich dazu komme, aber auf einmal muß ich den Zugführer-Schaffner etwas fragen. „Sagen Sie, auf Ihrer Kleinbahn ist doch nie ein Unglück geschehen?“ Die bedächtige Langsamkeit des Rangierens und die völlige Harmlosigkeit des Lokomotivchens, das stolz vor der Brust die Zahl 2 aus Messing trägt, lassen diesen Gedanken verständlich erscheinen.

Der Beamte sieht mich mit einem Achselzucken an. In seinen Augen kann man lesen, daß auch er die Möglichkeit für ausgeschloßen hält, das Jügle könnte einmal gegen etwas fahren und es dann auch noch entzwei machen. Aber dann nickt er ein wenig vor sich hin. „Ein Verkehrsunfall, Herr? Nein! Vor einem halben Jahre hätte es allerdings beinahe eins gegeben, aber statt dessen geschah ein Wunder.“

Wunder auf der Kleinbahn? Da ist man doch ein wenig neugierig. „Wie geschah denn das?“

Der Schaffner streicht seinen Bart. „Nicht bald erzählt, Herr! Damals fuhr mit dem Abendzug ein altes Mütterchen mit, wollte so fünf Stationen zurück, nachdem es den Sohn hier in der Stadt besucht hatte. Ich half der Alten zu einem bequemen Sitz und knippte die Fahrkarte. Hätte ich mehr tun müssen?“

„Nicht wahr, damit hatte ich doch meine Pflicht erfüllt? Wir fahren los. Kurz vor ihrem Reiseziel nahm ich der alten Frau die Fahrkarte ab, und ein paar hundert Meter nach dieser Station — der Zug war schon wieder richtig in Fahrt — wurde plötzlich die Notbremse gezogen. Ich sprang heraus, und da wurde mir schon aus einem Wagen zugewinkt. „Da hinten, Herr Schaffner, da hinten ist sie abgesprungen!“ — „Wer denn? Was denn?“ fragte ich zurück, und da schrie man mir auch schon von drei Seiten die Geschichte zu. Die alte Frau hatte nicht aufgepaßt, hatte die Mitreisenden gefragt, ob der Zug nicht bald in ihrem Dorf wäre. Man sagte ihr, daß sie gerade eben hätte aussteigen müssen: „Himmel, das geht doch nicht!“ meinte die Alte darauf ganz ruhig, nahm ihren Korb, ging auf die Plattform und stieg aus dem fahrenden Zug, ehe jemand sie zurückhalten konnte.“

Na, das war eine schöne Geschichte. Ich glaubte nicht, daß die alte Frau mit dem Leben davongekommen war, denn der Zug fuhr hier gerade auf einem hohen Damm. Mit ein paar Reisenden rannte ich zurück und traute meinen Augen nicht, als ich das Mütterchen plötzlich im Dunkel wohlbehalten vor mir auftauchen sah. „Ach, Herr Schaffner, das war ja nicht nötig, daß Sie deshalb noch einmal anhalten. Ich hätte es auch so schon gefunden.“ Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte, aber die Alte nahm mir die Laterne aus der Hand und bückte sich. „Sehen Sie, da hab' ich's schon!“ rief sie triumphierend und hielt ein altes, abgegriffenes Geldtäschchen hoch. „Ich danke schön!“, damit hatte ich meine Laterne wieder.“

Der Beamte nickte vor sich hin und sah mich dann wieder an. „Ist das nicht ein Wunder, Herr, ein regelrechtes Wunder? Die alte Frau entschuldigte sich noch, daß sie die paar Meter über ihr Ziel hinausgefahren war. „Ich weiß, das ist verboten“, sagte sie, „und das nächste Mal will ich auch besser aufpassen.“ Damit ging sie den Bahndamm entlang auf ihr Dorf zu. Ich sage Ihnen, Herr, kein Wort konnte ich damals sprechen, und den anderen, die mir suchen helfen wollten, ging es genau so.“

Der kleine Zug fuhr entlich an den Bahnsteig heran. Der Schaffner kletterte in den Gepäckwagen, und ich stieg langsam ein.

In früherer Zeit hat man fest daran geglaubt, daß gute Menschen ihre besonderen Schutzengel hatten. Daran mußte ich denken, und das kleine Wunder, das mir eben erzählt war, erschien mir fast wie eine Bestätigung dieses alten Glaubens.

## Rundfunk

Programm des Reichsenders Stuttgart

Sonntag, 3. Februar:

- 6.35 Aus Hamburg: Hasentanz
- 8.15 Zeitangabe, Wetterbericht
- 8.20 Nach Frankfurt: Gymnastik (Glucker)
- 8.40 Aus Karlsruhe: Bauer, hör zu!
- 9.00 Aus Karlsruhe: Evangelische Morgenfeier
- 9.45 Morgenkonzert
- 10.45 Nach München: Deutsches Volk — Deutsches Erbe
- 11.30 Aus Leipzig: Joh. Seb. Bach
- 12.00 Aus Breslau: Mittagskonzert
- 13.00 Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 „Wiener Gebäud“
- 13.50 „Zehn Minuten Erzeugungslehre“
- 14.00 Aus Frankfurt: Kinderstunde: Kinder spielen Zirkus!
- 15.00 Bunte Volksmusik
- 16.00 Zur „Grünen Woche“
- 18.00 Aus Offenburg: Kartentreffen in Offenburg
- 18.30 „Kabarett am Abend“
- 19.40 Aus München: Winterportecho aus Garmisch-Partenkirchen
- 20.00 „Das Spiel vom Teufel und dem Geiger“
- 21.30 Aus Leipzig: 12. Meisterkonzert des deutschen Rundfunks
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.20 Von München: Winterportecho aus Garmisch-Partenkirchen
- 22.35 Aus Hamburg: Wir tanzen durch die Welt
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik

Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm

- 6.00 Bauernsant und Wetterbericht
- 6.10 Choral — Morgenprucht
- 6.15 Nach Frankfurt: Gymnastik 1 (Glucker)
- 6.45 Zeitangabe, Wetterbericht, Frühmeldungen
- 7.00 Frühkonzert
- 8.20 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Gymnastik 2 (Glucker)
- 8.45 Wetterbericht, Wasserstandsmeldungen
- 10.00 Nachrichten
- 11.15 Funfwerkonzert der Reichspostkammer Stuttgart
- 11.45 Wetterbericht und Bauernsant
- 13.00 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Zeitangabe, Saardienst
- 13.05 Nachrichten, Wetterbericht
- 20.00 Aus Stuttgart: Nachrichtendienst
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Montag, 4. Februar:

- 10.15 Nach Berlin: Die Schwäbische Alb
- 10.45 Robert Schumann: Abegg-Variationen, op. 1
- 11.00 Lieder von Karl Bleyke
- 12.00 Aus Mannheim: Mittagskonzert

- 13.15 Nach Frankfurt: Mittagkonzert
- 15.30 „Als Volksmusikforscher auf den Philippinen“
- 16.00 Tanz- und Unterhaltungsmusik
- 18.00 Lagerfeuer
- 18.30 Unterhaltungskonzert
- 19.30 Aus Berlin: Echo der „Grünen Woche“
- 20.10 Aus Frankfurt: „Nachtigall und Lerche, Hammelherde und Lindwurm“
- 21.15 „Beschwingende Weissen“
- 22.30 Nach Königsberg: „Beschwingende Weissen“
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtkonzert
- 1.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik

Dienstag, 5. Februar:

- 10.15 Fremdsprachen: Englisch
- 10.45 Aus Karlsruhe: Paul-Melber-Stunde
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 15.00 Tante Käthe erzählt!
- 15.15 Tierstunde
- 15.30 Blumenstunde
- 16.00 Nach Berlin: Unterhaltungskonzert
- 18.00 Französischer Sprachunterricht
- 18.30 „Pins und Spähle“
- 19.00 Aus Ulm: Unterhaltungskonzert
- 20.10 Ein ehrbarer Kaufmann
- 21.15 Aus Königsberg: Mittagskonzert
- 22.30 Tanzmusik
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik

Mittwoch, 6. Februar:

- 10.15 Aus Frankfurt: Vom Wesen der musikalischen Form
- 10.45 „Mozart-Musikstunde“
- 12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
- 15.15 Lernt Kurzschrift!
- 15.30 Kinderstunde: Besen, Hampelmann und Schaufelsperd...
- 16.00 Aus Forstheim: Nachmittagskonzert
- 18.00 Lernt morse!
- 18.15 „Grundbühliche Fragen bei der Berufswahl der Abiturienten mit Hochschulreise“
- 18.30 „Handharmonika-Musik“
- 19.00 „Flugplatz im Winter“
- 19.30 30 Minuten Kleinkunst
- 20.15 Aus Berlin: Stunde der jungen Nation: Das erste Reich der Deutschen
- 20.45 Konzert
- 22.30 Tanzmusik
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik

